

LIBERIA

Kleine Bestien

Bürgerkrieg und Cholera fordern Tausende Tote. Die Welt könnte helfen, zögert aber mit dem Eingreifen.

Nicht einmal das Wetter hat Erbarmen. Stundenlange Regenfälle verwandeln die Straßen Monrovias in Sturzbäche und spülen Berge von Unrat durch die Stadt, während von der Johnson Bridge das Geknatter der Schnellfeuerwache zu hören ist. Am Strand werden jetzt die Leichen verbuddelt, seit der Friedhof im Schussfeld der Rebellen liegt.

Im Fußballstadion Samuel Doe, dessen 45 Toiletten völlig verstopft sind, drängen sich 58 000 Flüchtlinge. Sie haben seit Tagen nichts mehr zu essen gehabt. Und der Ansturm ebbt nicht ab. Hunderttausende irren auf der Suche nach Obdach und Schutz durch die Ruinen dieser Stadt, über der ein bestialischer Gestank wabert.

Auch das Trinkwasser wird knapp. Immer mehr Menschen erkranken an Cholera, über 1600 sollen es schon sein. Mitarbeiter von Hilfsorganisationen sprechen von „grauenvollen Zuständen“. Vor der amerikanischen Botschaft legen wild gestikulierende Menschen verstümmelte Leichen ab und betteln um Hilfe. Immer wieder schlagen Mörsergranaten der Rebellen in der Nähe ein.

„Dantes Inferno kann nicht schlimmer sein“, sagt Imad Aun, Manager des Hotels Mamba Point, letzte Zuflucht der noch in Monrovia ausharrenden Ausländer. 120 Dollar pro Nacht nimmt der Geschäftsmann seinen Gästen ab für ein schlichtes Quartier ohne fließend Wasser. So langsam geht auch ihm die Kundenschaft von der Fahne. Amerikanische „Black Hawk“-Hubschrauber haben wieder über 30 Ausländer ins benachbarte Sierra Leone geflogen.

Seit Tagen belagern die Krieger der Rebellenarmee Lurd (Vereinigte Liberianer für Versöhnung und Demokratie) die liberianische Hauptstadt. Es ist der dritte Angriff innerhalb von zwei Monaten, und der Blutzoll ist gewaltig. Tausende sind dem Gemetzel im „schlimmsten Land der Welt“ („Economist“) zum Opfer ge-

fallen. Und ein Ende des Schreckens ist nicht abzusehen.

„Ich werde diese Stadt nicht aufgeben, ich werde meine Leute nicht aufgeben“, hat Präsident Charles Taylor vom Balkon seiner Villa mit Seeblick gerufen, „ich werde bleiben und bis zum letzten Mann kämpfen, solange sie nicht aufhören, meine Leute zu ermorden.“ Bald danach schleppten ihm ergebene und mit Drogen voll gepumpte Kindersoldaten, kleine Bestien, die abgeschlagenen Köpfe ermordeter Rebellen durch die Straßen Monrovias, posierten damit vor Fotografen.

In Liberia bahnt sich eine neue Katastrophe an, während Vertreter der Nachbarländer, der Uno und der Vereinigten Staaten in Sierra Leone debattieren, wie denn endlich geholfen werden kann. Zwar erklärte die Lurd am Freitagabend wieder einmal einen Waffenstillstand. Doch glaubte niemand, dass er hält. Es ist der dritte seit Mitte Juni.

Ratlosigkeit lähmt die Versammlung der potenziellen Helfer. Nur vage sichern die USA Unterstützung zu, das Pentagon hat Kriegsschiffe ins Mittelmeer und vor die liberianische Küste beordert. Sie sollen die

für diese Woche geplante Stationierung einer Friedenstruppe der westafrikanischen Staatengemeinschaft Ecowas unterstützen. Nigeria ist bereit, 1300 Soldaten nach Liberia zu verlegen. Die amerikanische Rolle bleibe aber „begrenzt“, hieß es aus dem Weißen Haus. Derweil versinkt das Land immer tiefer im Chaos.

Dabei hatte die Expertengruppe International Crisis Group schon vor Wochen an die USA appelliert: Eine internationale Aktion sei dringend notwendig, um den Bürgerkrieg zu beenden.

Von „willkürlicher Gewalt, Plünderungen, Vergewaltigungen, Zwangsrekrutierungen, Familienteilungen und allgemeinem Chaos“ berichtet die Hilfsorganisation Ärzte ohne Grenzen in einem Bericht. Doch kaum etwas geschah. Dabei hatte US-Präsident George W. Bush auf seiner Afrika-Reise Anfang Juli großspurig versprochen, dem 1847 als Staat freigelassener amerikanischer Sklaven unabhängig gewordenen Liberia zu helfen.

Der Konfliktverlauf in den Nachbarländern Sierra Leone und Elfenbeinküste ist ein Beweis dafür, dass es durchaus möglich ist, das Morden in Westafrika aufzuhalten,

das bisher eine halbe Million Menschenleben gefordert haben dürfte. Im Jahr 2000 genügten 2000 britische Soldaten, um den zehnjährigen Bürgerkrieg in Sierra Leone zu beenden. Drei Jahre später stoppten 4000 französische Soldaten den Krieg in der Elfenbeinküste.

Um Liberia kümmerte sich damals trotz aller dramatischen Appelle niemand. Und so konnte Liberias Diktator Charles Taylor fortfahren mit seiner grausamen Herrschaft. Die Nachbarländer mischten dabei kräftig mit: Guinea unterstützt die Rebellen der Lurd, die auch Basen in Sierra Leone haben, und die Elfenbeinküste die Anti-Taylor-Truppen der Bewegung für Demokratie in Liberia (Model).

„Je länger die versprochene Hilfe ausbleibt, desto schwieriger wird es, die Tragödie zu einem Ende zu bringen“, sagt Hotelier Imad Aun verzweifelt.

Er weiß, wie zwei frühere Präsidenten Liberias endeten: William Tolbert wurde vom Putschisten Samuel Doe gevierteilt, Doe selbst elf Jahre später vor laufender Videokamera zu Tode gequält. Das Video kursiert immer noch in Liberia. In dessen Nationalhymne heißt es: „Lang lebe Liberia, glückliches Land.“

THILO THIELKE



Leichen vor der US-Botschaft in Monrovia: „Dantes Inferno“